

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 4

Artikel: Diesen gehört mein Herz : ein Leben für die geistig Behinderten
Autor: Egg-Benes, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Diesen gehört mein Herz

Ein Leben für die geistig Behinderten

Von Dr. Maria Egg-Benes

Die Autorin, welche in dreißig Jahren in enger Zusammenarbeit mit ihrer Zwillingschwester, Frau Luise Rossier-Benes, Wege zum Verständnis für das geistig behinderte Kind gebahnt und Grundlegendes zu seiner Hilfe und Erziehung in aller Welt geleistet hat, berichtet hier von den Anfängen, den Freuden und Leiden ihres Kampfes. Das Anliegen dieser selbstlosen Frau ist heute verstanden. In unserem Land

allein sind über vierzig Heilpädagogische Hilfsschulen errichtet worden; diejenige von Zürich steht unter der Leitung der Gründerin, deren Gedanken und Erfahrungen für ähnliche Institutionen etwa in Deutschland, Österreich, Spanien, dem Mittleren Osten, den Vereinigten Staaten und Brasilien richtunggebend waren. – Und doch: das Feld der Arbeit ist noch weit. In ihren Büchern und Vorträgen berichtet Frau Dr. Egg immer wieder, wie schwierig es ist, dem geistig Behinderten jene Achtung und Liebe der Mitmenschen zu gewinnen, die ihm als unserem Nächsten gehört. Dazu leiste auch diese Aufzeichnung einen Beitrag!

B. H.

Diesseits und jenseits des Ozeans wird mir immer wieder die Frage gestellt, wie ich dazu gekommen sei, mein Leben den geistig Behinderten zu widmen. Darauf zu antworten ist nicht einfach, meine Liebe zu den Geistesschwachen nährt sich nicht aus einer einzigen Quelle. Das Leben eines Menschen ist ein Gewebe aus vielen hundert Fäden. Solange es nicht abgeschlossen ist, werden ständig hunderterlei neue Fäden in hunderterlei Verbindungen mit hineingewoben. Nicht jeder Faden ist von Anfang an dabei, und nicht jeder wird weitergesponnen.

Mein Vater war Kaufmann. Er handelte mit Liegenschaften, ließ Häuser bauen und besaß einige Hotels. Er erahnte stets, wohin seine geliebte Heimatstadt Budapest sich ausdehnen werde, kaufte das karge, sandige Land, das niemandem etwas wert war, und war von Stolz erfüllt, wenn einige Jahre später dort eine jener schauderhaft prächtigen Straßen entstand, die der aufstrebenden Stadt den Namen «Königin der Donau» verliehen.

Meine Eltern waren als Wohltäter bekannt. Die altmodischen guten Werke gehörten zum Familienalltag. Mit der Mutter gingen wir Kinder in die elenden Behausungen der Armen und teilten aus dem Henkelkorb – den nicht meine Mutter, sondern eine Hausangestellte oder der Kutscher hinter uns hertrug – Speisen, getragene Kleider oder unsere alten Spielsachen aus.

Einmal wöchentlich saß irgendein «würdiger» Armer mit uns am Mittagstisch und wurde von der gesamten Familie zum Essen genötigt. – Heute stehen meine Haare zu Berge, wenn ich daran denke, wie ihm wohl dabei zumute wahr! – Und ab und zu erschien auch irgendein Handwerksmeister, der auf den Bauten meines Vaters arbeitete, mit einem in Lumpen gehüllten, barfüßigen Knaben, den er gern beschäftigen wollte, wenn er nur Schuhe hätte ... Dann ließ mein Vater sogleich alles liegen, ging mit den beiden eilends in die Stadt und kleidete den Jüngling von Kopf bis Fuß ein. Weiter kümmerte er sich nicht um ihn.

Unsere Mutter hingegen gab keine ihrer mannigfachen Schützlinge auf, bevor sie den Eindruck hatte, daß diese eine gewisse Sicherung erlangt hatten. Sie verheiratete ledige Mütter, schimpfte mit trunkenen Familienvätern, lehrte ausdauernd unsere Hausangestellten lesen und schreiben. Sie war die Verkörperung der Urmutter, die aus dem sicheren Quell ihres Inneren Geborgenheit und Züchtigung austeilte, als

unbeschränkte Herrscherin eines Bürgerhauses, zu dem nicht nur Mann und Kinder gehörten, sondern auch die verschiedenen Angestellten, in geziemendem Abstand und wohlgeordneter Hierarchie. – Es war eine eigenartige Welt, es war alles ganz anders als hier und heute.

Mittelpunkt waren wir, «die Kinder», das heißt der große Bruder, meine Zwillingsschwester und ich. Um uns drehte sich alles, das wußten wir, und das verpflichtete. Unsere Eltern waren überzeugt davon, daß sie Musterkinder hatten: also waren wir Musterkinder. Unarten, Dummheiten kamen einfach nicht in Frage. Es war selbstverständlich, daß wir die besten Schüler waren. Und das fiel uns auch nicht schwer, denn wir besuchten eine kleine Privatschule, in der begeisterte Lehrerinnen das neue Schlagwort vom «Jahrhundert des Kindes» mit modernsten Unterrichtsmethoden zu verwirklichen suchten. Dies jedoch nur vormittags. An den Nachmittagen konnte man sich frei entfalten. Und das taten wir auf unsere Weise und gelangten deshalb schon mit siebzehn Jahren zur humanistischen Matur.

Vom Labor zur Seele

In jener Phase der fernen Kindheit, in der die Lebenskräfte nach außen gerichtet sind, in der die Erforschung der Umgebung wichtigstes Anliegen ist, entdeckte ich zusammen mit meiner Zwillingsschwester das «Haus der Barmherzigkeit», in der einige hundert «Unheilbare» betreut wurden: Verkrüppelte, Epileptiker, Geisteskranke und Geistesschwache jeglichen Grades und jeglichen Alters, wie das eben in der «guten alten Zeit» da und dort üblich war. Die Ordensfrauen, die sie pflegten, gingen nie aus, die Schützlinge erst recht nicht, und so wußten nicht einmal jene etwas von diesem Haus, die meine Heimatstadt, das alte Budapest, recht gut kannten.

Es wurde uns Zwillingen zur Gewohnheit, ab und zu dort hinzugehen und mit den schwer geschädigten Kindern zu spielen. Wir waren froh, wenn wir die Kinder fröhlich um uns hatten. Das Haus hatte nichts Bedrückendes. Es zeigte die heitere, stille Atmosphäre eines sonnigen Klosters. Weder aus dem Anfall eines Epileptikers, noch aus dem Zornesausbruch eines Geisteskranken, noch aus unserem Erscheinen oder Nichterscheinen wurde ein Aufheben gemacht. Jeder wurde so angenommen, wie er war.

Wir hatten das Gefühl, daß man aus einigen dieser Kinder noch etwas machen könnte, wußten jedoch noch nicht was und wie. Bis zur Matur indessen stand unser Entschluß fest: Wir wollten etwas studieren, das diesen Kindern zugute kommen könnte.

Der Ausdruck «Heilpädagogik» war kaum entstanden, und eine Ausbildung zum Heilpädagogen gab es noch nicht. Also studierte ich Psychologie und Pädagogik und hörte daneben möglichst alles, wovon ich dachte, daß es nützen könnte. Es waren reiche Jahre des Aufnehmens, des Erarbeitens und des Durchdenkens, zuerst in der alten ungarischen Universität in Pécs und hernach an der Sorbonne.

In Paris aber gefiel es mir nicht. Es schien mir bezeichnend, daß das Kinderspital «Salpêtrière» (Salpeterfabrik) hieß, das Gefängnis hingegen «Santé». Der berühmte Professor für Kinderpsychiatrie trug nicht nur den weißen Arztkittel, sondern darüber auch noch einen weißen Chirurgeschurz und auf dem Kopf das weiße Käppi: der reinste Kinderschreck. Seine Verkleidung wurde von jedem Arzt und jedem Studenten getreulich nachgeahmt. – Das war nicht der Weg zu verschütteten Kinderseelen, der mir vorschwebte!

So wechselte ich hinüber nach Berlin, kam in den Bann der geisteswissenschaftlichen Psychologie, die damals an der dortigen Universität in hoher Blüte stand, und blieb dort. Bei Eduard Spranger bestand Psychologie nicht aus Laboratoriumsexperimenten, sondern aus dem Ringen um das Verstehen des Menschen. Sigmund Freud, Alfred Adler und deren Jünger brachten ständig erschütternde Neuentdeckungen der inneren Welt heraus.

Wir Studenten schwelgten in Problemen. – Es gab deren genug, Ende der zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre: Da waren die sozialen Probleme der großen Arbeitslosigkeit, die wir zu lösen suchten, indem wir in den Slums hinter dem Schlesischen Bahnhof den Kontakt mit der «Proletarierjugend» suchten, angeleitet von Professor Friedrich Sigmund-Schultze. Dieser verehrte Meister stand zugleich zwischen den Gründern des Freundschaftsbundes der Kirchen. Die damals gänzlich neue ökumenische Denkweise eröffnete nie geahnte Weiten. – Da waren aber auch die politischen Probleme: das rote Berlin verwandelte sich in das braune Berlin, Kommilitonen erschienen in brauner SA-Uniform, man diskutierte, schimpfte, jubelte...

Praxis, fruchtbar – und furchtbar

Ich war schon eifrig am Schreiben meiner Dissertation, als es mir bewußt wurde, daß ich vor lauter theoretischer Bildung kaum mehr wußte, wie ein Kind aussieht. Dem mußte abgeholfen werden! Also begann ich daneben meine Ausbildung als Kindergärtnerin.

Das Jahr am Kindergärtnerinnenseminar in Berlin-Charlottenburg war wohl die komischste Zeit meines Werdeganges. In keiner Lebensperiode ist der Mensch mit Wissen so vollgestopft wie unmittelbar vor dem Doktorexamen. Auch ich wußte zwar alles, was zu wissen war. Aber die menschliche Reife fehlte noch, und so machte ich mir ein Vergnügen daraus, sämtliche Stunden der armen Seminarlehrerinnen mit meinem Wissen durcheinanderzubringen. Ich glaube, sie atmeten auf, als sie mir nach einem Jahr mein Diplom als Kindergärtnerin und Hortnerin aushändigen konnten! Mir war es recht, denn nun hatte ich das praktische Rüstzeug für meine zukünftige Arbeit.

Kurz darauf bestand ich 1932 als Zweiundzwanzigjährige meine Doktorprüfung in Psychologie bei Eduard Spranger, der bis zu seinem Tode mein väterlicher Freund blieb.

Nun war der Weg frei für das Leben mit den Geistesschwachen. Die Wanderjahre begannen. Meine erste Arbeit fand ich bei der Beratungsstelle für Heilerziehung, die Ruth von der Leyen kurz vorher eröffnet hatte. Sie war eine jener großen Frauengestalten, die die Frauenbewegung des beginnenden Jahrhunderts zur Blüte brachten. Sie war für mich nicht nur Leitbild, sondern auch einer der Sterne, die ich, so schien es mir, nur aus unerreichbarer Ferne bewundern konnte. – Später, viel später, wurden wir Freundinnen. Ihr letzter Besuch galt mir in Zürich, bevor sie das Leben beendete, in welchem sie keinen Sinn mehr finden konnte, nachdem die Nazis auch das letzte ihrer Heilerziehungsheime geschlossen hatten.

Von dieser Frau lernte ich, die Grenzen der Erziehungs- und Mütterberatung kennen. Ich erkannte, daß eine einzige Tat mehr wiegt als tausend noch so schöne Worte.

Zur Tat wollte ich schreiten und arbeitete darum in der Abteilung für Geistesschwache eines Fürsorgeerziehungsheimes, in einem Vorort von Berlin. Das Zusammenleben mit den Kindern, die enge Gemeinschaft mit den Mitarbeitern, das abgerundete An-

staltsleben – es war eine glückliche Zeit. Sie währte aber nicht lange. Eines Tages wurde das ganze Gelände durch einen Kordon von SA-Männern umschlossen, der Leiter in sein Studierzimmer gesperrt, alle Häuser durchsucht, sogar die Kinderbetten auseinandergenommen und schließlich das Heim als aufgelöst erklärt. Von einem Tag zum anderen mußten wir die 400 Fürsorgezöglinge entlassen. Die einen hatten kein Elternhaus, andere waren schwererziehbar oder gar kriminell, ein Teil war geistesschwach; die meisten mußten wir einfach laufen lassen, ohne zu wissen wohin...

Auch rund hundert Angestellte waren plötzlich arbeitslos geworden, was in jenen Krisenjahren eine Katastrophe bedeutete. Dem verehrten Leiter, einem weltweit bekannten Glied der Bekennenden Kirche, gelang die Flucht in die Schweiz, wo er noch jahrelang zur Freude vieler wirken durfte.

Trotz all dem hatte ich noch nicht den Wunsch heimzukehren. Ich wurde Leiterin eines der teuersten Geistesschwachenheime in wunderbarer Landschaft weitab von jeglicher Nachbarschaft, am Ufer der Spree. Die Kinder gehörten größtenteils zum Adel: von Fürsten abwärts waren sämtliche Adelsprädikate auf unserer Namenliste aufgeführt. Dazwischen die bekannten Geschlechtsnamen bewunderter Schauspieler, ausländischer Staatsmänner, Industrieller.

Die Kinder trugen weiße Matrosenanzüge, die täglich gewaschen wurden, die Haare der Mädchen waren zu Korkenziehern gelockt, die jeden Abend eingerollt wurden. Sonst unterschieden sie sich nicht von jenen, denen mein Herz gehörte: sie waren «praktisch bildungsfähig» und darunter.

Plötzlich hatte ich nun da die völlige Verantwortung für dreißig Kinder, sechzehn Angestellte, einen Wolfshund und ein Dutzend Hühner, um nur das lebende Inventar aufzuzählen. Ich liebte sie alle und war bereit, mich für jeden einzusetzen. Da konnte man etwas machen, die Voraussetzungen waren vorhanden, nicht nur das Haus und der Park waren prächtig, auch der Geist war gut.

Ich wollte es noch besser machen. Jedes Kind sollte zur höchstmöglichen Entfaltung seiner Persönlichkeit gebracht werden. Ihnen gehörte mein Tag, ihnen und den Angestellten, die ich begeistern und mitreißen mußte. Nachts schrieb ich mir auf, wie wir mit dem einzelnen Kind weiterschreiten wollen. Statt Schlaf schwamm ich im Morgengrauen in der kalten

Spree, zusammen mit dem Wolfshund und einem älteren Mann, der unweit von uns in seinem einsamen Haus ebenfalls die Nächte hindurch schrieb: es war der Dichter Fallada. Sonst sah ich monatelang niemanden. Es war ein konzentriertes Leben, in dem ich entdeckte, daß es kein bildungsunfähiges Kind gibt, daß die Mühe, die wir für ein Kind aufwenden, in jedem Falle belohnt wird.

Aber eines nach dem anderen wurde geholt. Die Eltern dieser Kinder sahen vermutlich deutlicher die politische Entwicklungstendenz als solche, die auf bescheidenerem Posten standen. Immer mehr Väter und Mütter brachten ihr behindertes Kind ins Ausland, in die Schweiz, nach Übersee. Als Leiterin wurde ich gedrängt, meine Angestellten in eine nationalsozialistische Betriebszelle zu organisieren, an deren Spitze ich stehen sollte. – Das konnte ich nicht. Es war Zeit, das Land zu verlassen, mit dem ich mich nicht identifizieren wollte.

Die Schweiz

So kehrte ich heim nach Budapest und wurde Assistentin im Psychiatrischen Institut der damals neuen Heilpädagogischen Hochschule. Mein Chef war Dr. med. L. Szondi, in dessen genialem Kopf damals die Schicksalspsychologie und der heute allgemein bekannte «Szondi-Test» allmählich Gestalt annahmen. Er hatte große Pläne für die ungarische Heilpädagogik und schickte mich darum schon nach einem halben Jahr in die Schweiz, um die hiesigen Institutionen kennen zu lernen. Es war die Zeit, in der der Ruhm von Professor Hanselmann sich in Europa verbreitet hat: sein Wirken galt als bahnbrechend, er war der erste, der Heilpädagogik als Wissenschaft betrieb.

An die Geistesschwachen dachte dabei allerdings niemand. Auch ich nicht. Statt dessen widmete ich mich eifrig den Assistenten der ETH, zu denen auch mein Bruder gehörte, und 1937 heiratete ich den Tüchtigsten dieser Tüchtigen. Meinen Beruf hatte ich damals «endgültig» aufgegeben: ich wollte nur noch die Frau meines Mannes und die Mutter eigener Kinder sein.

Daß der Faden der Geistesschwachen unauslöschlicher Teil des Gewebes meines Lebens ist, das wußte ich damals nicht. Sehr bald rührte mich aber wieder die Not jener Kinder, die wegen Geistesschwäche aus der Schule ausgeschlossen wurden. Wohl hat die

Schweiz seit der Jahrhundertwende besondere Klassen für Minderbegabte (Spezial- oder Hilfsklassen), aber auch diese müssen ein gewisses Niveau einhalten.

Die stärker geschädigten Kinder wurden aus der Schulpflicht entlassen, was nichts anderes hieß, als daß sie fortan kein Recht auf Schulung hatten. Den Eltern wurde nahegelegt, sie in eine Anstalt zu versorgen. Das aber war nur in einem Bruchteil der Fälle möglich, weil es damals ebenso wie heute viel zu wenig Heime gab. Die meisten vegetierten daheim und verkümmerten in Untätigkeit.

Aber auch abgesehen vom Platzmangel schien mir die Versorgung nicht die einzige Antwort zu sein. Denn geistesschwache Kinder sind in erster Linie Kinder. Als Kinder gehören sie in die Familie: dort wurzeln sie und dort haben sie ihren Halt. Wenn die schwierige Erziehungsaufgabe die Kräfte einer Familie übersteigt, dann ist es freilich besser, wenn das Kind einem guten Heim anvertraut wird.

Und die Schule, die Schulung, der Unterricht – sollten sie dem Geistesschwachen nicht auch zuteil werden?

Ein Echo . . .

Im Jahre 1937 begegnete mir die Not einer Familie, die sich vom ältesten ihrer drei kleinen Buben trennen sollte. Er war in der geistigen Entwicklung weit zurückgeblieben, war ein kleiner Mongoloide. Er wurde aus der Schulpflicht entlassen, und den Eltern legte man nahe, den Knaben in einer Anstalt unterzubringen. Das intelligente Ehepaar – der Mann war Organist, die Frau von echter Mütterlichkeit erfüllt, mit natürlicher pädagogischer Begabung – wußte schon lange, wie es um seinen Erstgeborenen stand; daß er aber deswegen nun auch noch entwurzelt werden sollte, das wollten und konnten sie nicht geschehen lassen.

Meine Liebe zu den geistesschwachen Kindern erwachte, und so nahm ich mich des Bübleins an. Da er in seiner liebevollen Umgebung nur Positives erlebt hatte, war er selber auch zur Umgebung durchaus freundlich eingestellt. Wenn ich ihm geduldig etwas vorzeigte, so hatte er die Gewohnheit, mich zu fragen: «Gaats, Frau Egg?» Auch heute noch, wenn mein eigener oder der Kinder Eifer erlahmt, oder wenn die Aufgabe in der Schulstube, im Umgang mit den

Eltern oder mit den Amtsstellen meine Kräfte zu überschreiten scheint, höre ich seine besorgte Frage «Gaats, Frau Egg?». – Und dann geht es doch.

Kaum hatte ich mich dieses Knaben angenommen, kamen auch andere ratlose Eltern, deren Kinder die Tore der öffentlichen Schulen verschlossen waren, die sich aber unter keinen Umständen von ihnen trennen wollten. Gemeinsam mit meiner Zwillingschwester, Frau Luise Rossier-Benes, die Lehrerin geworden war, betreute ich sie.

Aus dieser bescheidenen Hilfe wuchs allmählich die erste Externatsschule für Geistesschwache heran. Gegründet wurde sie nie, denn es war nie unsere Absicht gewesen, eine Schule zu gründen. Langsam entwickelte sich ein Werk, Steinchen fügte sich zu Steinchen.

Von den Behörden konnte damals noch keine Hilfe erlangt werden. Es war noch niemand da, der für die Interessen unserer Schützlinge ein Ohr gehabt hätte.

So wuchs die Heilpädagogische Hilfsschule heran, die von Jahr zu Jahr einer größeren Anzahl Kinder helfen durfte. Wie wir diese Kinder zu fördern suchen, das habe ich in meinem Buch «Andere Kinder – andere Erziehung» ausführlich dargelegt. Wen es im Detail interessiert, möge dort vielleicht Einzelheiten nachlesen.

Bald war die Schar meiner Zöglinge so umfassend, daß sie nicht mehr in meiner Wohnung versammelt werden konnte, zumal uns 1940 ein Sohn geschenkt wurde und sich somit das bisherige «Schulzimmer» in ein Babyzimmer verwandelte.

Um diese Zeit wurde der damalige Leiter des Schulärztlichen Dienstes, Dr. Braun, auf die Förderung dieser Kinder aufmerksam. Er fand, daß diese Möglichkeit einem größeren Kreis zugänglich gemacht werden sollte und verschaffte uns ein größeres Unterrichtslokal am Hirschengraben.

Die friedliche Arbeit hier währte allerdings nicht lange. Schon nach drei Jahren wurde der Raum dem Oberseminar als Singsaal zugesprochen, und wir hatten auszuziehen. Das war ein harter Schlag, und ich wehrte mich dagegen, so gut ich konnte. Ich rannte von Pontius zu Pilatus, von einer Behörde zur anderen, bettelte um Verständnis, suchte Verantwortungsgefühl für diese Kinder zu wecken. – Es nützte nichts, und mir schien, es bleibe nichts anderes übrig, als die Niederlage zu akzeptieren und das Scheitern des Versuches zu erklären.

Es war nicht gerade eine einfache Zeit: Mein Mann

war im Aktivdienst und konnte mir mit seiner Anteilnahme kaum beistehen, meine eigenen Kinder nahmen mich stärker in Anspruch, die Schwester stand plötzlich als Witwe mit ihren zwei Buben neben mir, und Ungarn drohte in den Abgrund zu stürzen.

Aber die Eltern meiner Schüler wehrten sich mit wunderbarer Kraft. Mit Tränen und Überredungskünsten baten sie mich, mit der Schule fortzufahren. Was sollte aus ihren Kindern werden, wenn sie nicht mehr zu mir kommen konnten? Zu jener Zeit gab es ja sonst niemand, der sich ihrer angenommen hätte. Mußten sie ihre wohlbehütete Kostbarkeit, ihr behindertes Kind nun doch fortgeben? Oder sollte die kleine Seele, in die das Licht der Menschlichkeit fiel, fortan ohne weitere Anregung daheim dumpf und stumpf werden?

Es mußten neue Räume gesucht werden – und es wurde trotz der Wohnungsknappheit schließlich etwas gefunden: Wir zogen in eine Parterrewohnung, für die wir jetzt allerdings eine Miete zu bezahlen hatten, was uns und die Eltern nicht unerheblich belastete; selbstverständlich arbeiteten wir nach wie vor auch ohne Lohn. – Erst viele Jahre später zahlte das Schulamt für jedes Kind, das aus der Schulpflicht entlassen und vom Schularzt zu uns eingewiesen wurde, ungefähr die Summe, die die Schulung eines Spezialkläblers kostet.

... Tränen – und eine Tat

Trotzdem konnte der derzeitige Zustand kein Dauerzustand sein. Die Fortdauer der Schule sollte unabhängig von meiner Person gesichert werden. Das aber war nur möglich, wenn die Stadt sie übernahm.

Der damalige Schulvorstand, Stadtrat Emil Landolt, der später so populäre «Stapi», hatte warmes Interesse für uns, unsere Kinder und unsere Nöte. Manches Mal stand er wortlos mit sorgenvoller Miene in unseren Schulzimmern. Aber er hatte leider nicht die Kompetenz, von sich aus etwas völlig Neues anzuordnen. Ihm und uns aber kam der menschenfreundliche und gütige Präsident der Kreisschulpflege Uto zu Hilfe: Paul Nater. Als dieser damals gerade ein kleines Mädchen wegen Geistesschwäche aus der Schule ausschließen mußte, fragte er sich erschüttert, was nun aus dem Kinde werden sollte. Er setzte sich mit uns in Verbindung und leitete die er-

sten Schritte ein, die zu einer Verankerung der Heilpädagogischen Hilfsschule im Schulwesen der Stadt führen sollten. Und als uns unser Schullokal wieder gekündigt wurde, stellte er in der Not drei Zimmer in einem alten Schulhaus zur Verfügung.

Daraufhin allerdings kam es zu einer Reaktion, mit der wir nicht gerechnet hatten: Ein Sturm der Entrüstung erhob sich im Quartier! «Warum müssen diese Kinder ausgerechnet in unserem Quartier versammelt werden?» tönte es von vielen Seiten, und sogar das Wort «öffentliches Ärgernis» ist gefallen. Der Schulpräsident berief eine Versammlung ein, um die Gemüter zu beschwichtigen. Er sprach besonnen und überlegen. Auch ich sprach, bis einige Anwesende Tränen in den Augen hatten. Wir hatten den Sieg. – Aber auf dem Heimweg hielt ich in einer dunklen Straße meinen Wagen an und weinte wie ein Kind. In mir war nichts als Auflehnung: wie lange werden diese kleinen Menschen noch als Abschaum der Menschheit behandelt? Wie lange werde ich die Kraft haben, für sie zu kämpfen?

Im Sommer 1952 endlich war der Bann gebrochen: Der Gemeinderat der Stadt beschloß einstimmig die Übernahme der Heilpädagogischen Hilfsschule zunächst für eine Versuchszeit von vier Jahren. Und 1956 wurde die Regelung mit einer Volksabstimmung von rund 56 000 Ja gegen 7 000 Nein definitiv. – Damit war die Stadt Zürich die erste Gemeinde der Welt, in der das öffentliche Schulwesen auch den geistig Behinderten eine ihnen gemäße Schule zur Verfügung stellte!

Jahr für Jahr mußten neue Klassen hinzugefügt werden; neue, liebe Mitarbeiterinnen erweiterten unseren Kreis. Auch meine eigenen beiden Sprösslinge gehörten zu dieser großen Familie. An unseren Weihnachtsaufführungen hatten sie ihre liebgewordenen Pflichten: meine kleine Tochter zog die Schar der Engel hinter sich her, mein kleiner Sohn schob die Hirten vor sich hin. Später, als Gymnasiastin verbrachte meine Barbara gern ihre schulfreien Nachmittage im Behinderten-Schulhaus, am liebsten in der Abteilung unserer treuen Diakonisse, die mit temperamentvoller Energie zugriff. Wenn ich meinen blühenden Backfisch an der Seite von Schwester Klara sah, wenn ich spürte, wie beide ihre stille, selbstverständliche Freude aneinander und an der Schar der Kinder hatten, dann wußte ich, daß der Herr des Lebens den Faden weiterspinnt, den Er in weiter Ferne begonnen hatte.

Sie bleiben keine Kinder!

Heute ist die Heilpädagogische Hilfsschule mit ihren zwei Kindergärten und acht Schulklassen in zwei eigenen modernen Schulhäusern untergebracht. Über hundert Kinder werden von zehn heilpädagogisch ausgebildeten Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen betreut, deren Arbeit durch eine Musik- und Rhythmiklehrerin, einer Physiotherapeutin und zwei Sprachheillehrerinnen ergänzt wird.

Mit der Schule allein ist den geistig Behinderten aber noch nicht genügend gedient, denn auch sie bleiben keine Kinder. Das Leben muß auch bei ihnen zu einer bescheidenen beruflichen Tätigkeit führen. Eine reguläre Lehre freilich können sie nicht absolvieren, weil ihnen die Fähigkeiten abgehen, die von einem Lehrling verlangt werden.

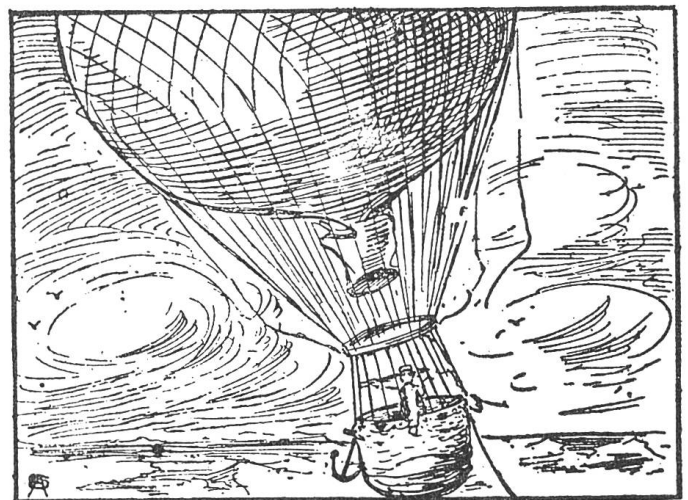
Dieses Problem beschäftigte nicht nur mich, sondern auch den geschätzten Vorsteher des Werkjahres der Stadt Zürich, der bereits einen wichtigen Beitrag zur Berufsvorbereitung jener Jünglinge geleistet hatte, welche noch nicht reif genug für eine reguläre Berufslehre waren. Für geistig Behinderte waren indessen auch die Anforderungen des Werkjahres noch viel zu hoch.

Aber auch da gab es einen Weg: Im Jahre 1955 gründeten wir beide die erste Anlernwerkstatt für behinderte Jugendliche, die heute im Neubau der Heilpädagogischen Hilfsschule rund vierzig Burschen und Mädchen die ihren Fähigkeiten entsprechende berufsmäßige Ausbildung bietet. Und heute gibt es in der Schweiz etwa zwei Dutzend ähnlicher «Eingliederungsstätten», wie diese Werkstätten neuerdings auch genannt werden.

Trotz sorgfältiger Schulung kann aber nur die kleinere Hälfte der praktisch Bildungsfähigen später auf Arbeitsstellen vermittelt werden. Für die anderen mußte eine Dauerwerkstatt eingerichtet werden, in der die Geistesschwachen während unbegrenzter Jahre beschäftigt werden.

Heute erleben rund sechzig erwachsene Behinderte dort die Befriedigung, die für jeden Menschen in einer sinnvollen Betätigung liegt. Im Auftrag von verschiedenen Industriebetrieben werden mannigfache Serienarbeiten ausgeführt. Zu hunderttausenden werden Prospekte und sonstige Drucksachen gefaltet, zusammengeheftet, couvertiert. Mit zwei elektrischen Heftmaschinen werden monatlich etwa fünftausend Schachteln geheftet. Die verschiedensten

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE



Wo ist der zweite Passagier?

Da musste ich lachen

*E*s ging darum, daß ich alkoholkranken Frauen einen Bastelkurs geben sollte.

Der Leiter für Freizeitgestaltung, die Heimleiterin und ich saßen zusammen und konnten uns über die Art des Kurses lange nicht einigen. Als wir schließlich vom Kartoffeldruck bis zum Strohsternemachen alles aufgezählt hatten, sagte Herr K.: «Mi chönnt doch ou Untersätzli für Schnaps-glesli mache!»

Weil er dies so ahnungslos und liebenswürdig sagte, mußte ich erst lachen, als ich die Schreckensrufe der Heimleiterin hörte.

E. V. in Z.

Waren werden gebündelt, verpackt, in Spezialbehälter getan, etikettiert. Tuben werden verschlossen und Tuschpatronen zusammengefügt. Bestandteile elektrischer Apparate werden montiert. Motorenplatten werden verschraubt, und Staubsaugersäcke genäht. Es wird gestanzt und gelötet. Die verschiedensten Reklameartikel werden fertiggestellt. In einem Saal werden auf sieben Webstühlen Handtücher, Küchentücher, Putzlappen, Tischdecken und Couchdecken auf Bestellung gewoben.

Träger dieser «Werkstube für geistig Invalide» ist der Verein zur Förderung geistig Invaliden, in dem sich über dreihundert Eltern Geistesschwacher nebst einigen Fachleuten zusammengeschlossen haben. Sie ist ein gemeinnütziges, privates Werk. Die Invalidenversicherung stellt uns einen Drittel der benötigten Mittel zur Verfügung, der Rest muß durch Spenden aufgebracht werden.

Es ist nicht leicht, jährlich mehrere Zehntausender zusammenzubetteln. Das braucht nicht nur Demut, sondern auch viel Zeit und Energie, die ich lieber auf die Geistesschwachen verwenden möchte. Letztthin sagte mir daraufhin mein Mann: «Maria, mit dir geht es deutlich bergab: du gehst nicht nur mit Putzlappen hausieren, sondern sogar betteln!» – Recht hat er. – Vielleicht aber besteht doch die Möglichkeit, daß auch diese Institution einmal von der Öffentlichkeit übernommen werden kann?

Eine weitere Sorge von vielen andern: Was soll mit den geistig Invaliden geschehen, wenn einmal ihre Eltern nicht mehr da sind oder wenn deren schwindende Kräfte zum Tragen des Behinderten nicht mehr ausreichen? Wo sollen sie dann hin? Sollten wir nicht ein Wohnheim haben, in dem sie unter verständnisvoller Betreuung wie in einer Pension wohnen und von dort ihrer Arbeit nachgehen können?

Gedanken gehen durch die Welt

Unsere Erfahrungen und Erfolge in Zürich haben in der ganzen Schweiz heute ihr Echo gefunden. Immer wieder wurden meine Schwester und ich um Rat gefragt. Unsere Schule diente als Muster für etwa vierzig ähnliche Externatsschulen im ganzen Land. Und darüber hinaus ist in vielen Ländern, ja Erdteilen, auf diesem Gebiet in den letzten zehn Jahren eine eindruckliche Bewegung in Gang gekommen im Interesse der Bildung jener Kinder, die noch vor ei-

nem Vierteljahrhundert als «bildungsunfähig» bezeichnet und als aussichtslose «Pflegefälle» von der Gemeinschaft abgesondert worden waren.

Wenn ich für einige Monate in ferne Länder ging, nahm ich jedesmal meine beiden Sprößlinge mit. Meinem Mann war es eine Beruhigung, wenn er wenigstens die Kinder bei mir wußte: ganz allein mochte er mich nicht in der Fremde herumreisen lassen, und mir waren sie tatsächlich eine Hilfe. Besser als alle Worte wurde die Wichtigkeit der Förderung Geistesschwacher vor Augen geführt, wenn ihnen etwa der junge «Effendi» im Nahen Osten die Regeln des Völkerballs oder die weiße «Miss» in Afrika das Stricken beibrachte. Dazwischen bemühten sie sich auf irgendeinem Dach eines orientalischen Hauses oder in der Halle eines amerikanischen Grand-Hotels das Pensum des Gymnasiums zu erarbeiten, das in der Zwischenzeit in ihrer Zürcher Klasse durchgenommen wurde. Heute noch sehe ich den amerikanischen Jesuitenpater vor mir, der in Bagdad meinem Sohn mit Stücken von flachem Fladenbrot den Pythagoräischen Lehrsatz vordemonstrierte.

Während ich mich für die geistig behinderten Kinder anderer Länder einsetzte, erlebte ich, daß Tränen jenseits des Ozeans ebenso bitter sind wie dieseits, und daß es ebenso schwer ist, Gottes Willen anzunehmen, wenn Er Allah oder Lord heißt. Was mich beim Problem der Geistesschwachen vor dreißig Jahren berührt hat und noch heute am meisten rührt, das ist die Not der Familien. Was es für eine Familie bedeutet, ein geistig invalides Kind zu haben, das kann nur der ermessen, der täglich mit ihnen zu tun hat. Je länger ich mit diesen Kindern und ihren Eltern zusammenlebe, um so mehr sehe ich, daß diese Eltern eine besondere Hilfe brauchen, Licht auf dem Wege, damit sie nicht in der Dunkelheit der Verzweiflung straucheln. Denn sie alle haben erschütternde Enttäuschungen erlebt.

Der Weg zu den Eltern wurde erst durch meine eigene Mutterschaft richtig geöffnet. Mütter sind von Natur aus miteinander verbunden. Auch wenn die Kinder verschieden sind, sind Mütter zutiefst doch die gleichen. Jede Mutter – auch diejenige gesunder Kinder, kommt irgendwann, wenn sie das Leben ihres Kindes betrachtet, in die Lage, daß sie nichts anderes sagen kann als: «Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach seinem Willen.» Wohl den Eltern, die das aus aufrichtigem Herzen sagen können, und

wohl dem dazugehörenden Kind, ob gesund oder gebrechlich.

Um den Müttern beizustehen, halte ich auch Mütterkurse an der Zürcher Elternschule. Neben der Bereicherung, die diese Aussprachen wohl beiden Seiten bedeuten, werden mir dabei aber immer wieder auch die Grenzen der Hilfsmöglichkeit quälend bewußt. – Eine Eintragung in meinem Tagebuch lautet: «Nur jetzt, Herr, nur jetzt mach mich taub. Daß ich diesen hundertfachen Hilferuf nicht höre. Daß ich die Hände nicht sehe, die sich mir entgegenstrecken. Du gabst mir diesen Beruf zur Heimat. Und nun ist diese Heimat voller Menschen, die um Hilfe rufen, voll weinender Augen, voll Not. Wohin ich auch gehe, überall sehe ich weinende Menschen und erschrockene Augen. Ihr Frauen, schaut nicht zu mir hinauf, ruft mich nicht! Seht, ich komme schon, aber habt Erbarmen: ich bin nur eine und ihr seid eine Menge. Eine nehme ich an der Hand und möchte sie hinausführen aus ihrer Not, da ruft die andere: auch die noch rasch. Da ruft die dritte. Die vierte auch. Ja, ich will die vierte auch. Wer kann aber nach hundert greifen? Da entgleitet eine aus meinen Händen, dort eine andere und fällt in die Tiefe. Ja, Herr, wenn Du mir hundertfache Kraft geben würdest!»

Darum bete ich. – Vieles ist für die geistig Behinderten verwirklicht worden, das wollen wir dankbar anerkennen. Manches gilt heute als selbstverständlich, was noch vor einigen Jahrzehnten als unmöglich erschien. Aber es bleibt noch vieles zu tun, bis die Mehrzahl der geistesschwachen Menschen ein menschenwürdiges Dasein wird führen können.

Auch der geistesschwache Mensch ist ein Mensch. Als Mensch gehört er zu jenem Teil der Schöpfung, der nach Gottes Bild und Gleichnis geschaffen wurde. Freilich ist er ein unvollkommenes Bild des Schöpfers; das sind wir alle. Gemessen mit dem Maßstab der absoluten Vollkommenheit ist der Unterschied zwischen mir und einem Mongoloiden aber so gering, daß er kaum erwähnenswert ist.